

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 26. Bromberg, den 2. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nick Shervington sah die beiden an. Hier spielte sich etwas ab, was im Zusammenhang stand mit den Geschehnissen, an denen er teilgenommen hatte, aber er wußte nicht, was es war. Darum wagte er eine Frage.

„Wenn ich recht verstanden habe, sind Sie in jene Spelunke gegangen, um sich dort mit jemand zu treffen?"

„Ja! Mit einem Mann, der mir eine Auskunft geben sollte, die Janet und ich sehr dringend brauchten."

„Darum also?"

„Ja."

Da Husky Craydon anscheinend keine weiteren Erklärungen geben wollte, fragte Nick nichts mehr. Sein Blick schweifte zu dem jungen Mädchen hin; ein nachdenklicher Ausdruck lag in ihren Augen, als ob sie das Für und Wider eines Planes ernstlich überlegte. Shervington fragte sich, was wohl ihre Gedanken so beschäftigte. Plötzlich brach sie das Schweigen.

„Herr Shervington, mein Vetter sagt mir, daß Sie eine Stellung suchen, dürfte ich fragen, welche Art Beschäftigung Ihnen zusagen würde?"

Nick sah auf seine reparaturbedürftigen Schuhe herab, und als er aufsah, fing er einen Blick von ihr auf, der Teilnahme auszudrücken schien.

„Jede Art von Beschäftigung ist mir recht, gnädiges Fräulein. Arme Leute dürfen nicht wählerisch sein — auch nicht einmal im Orient."

„Aber setzen wir den Fall, daß man Ihnen eine Stellung anbieten würde, die Gefahr und Abenteuer mit sich brächte — —?"

„Was schadet das? Abenteuer sind das Salz des Lebens, und Gefahr seine Würze."

„Und wenn Sie ein gutes Gehalt bekämen, würden Sie bereit sein, beides auf sich zu nehmen?" fragte sie ernst.

„Stellen Sie mich nur auf die Probe!" erwiderte er lächelnd.

„Ich hätte große Lust dazu", war ihre ruhige Antwort. „Sie scheinen Mut und Verstand zu haben." Dann nach einer kleinen Pause fragte sie: „Kennen Sie Tibet?"

Shervington fuhr bei dieser Frage zusammen. Lebhaftes Interesse leuchtete in seinen Augen auf, dann lachte er kurz. „Ja, Tibet ist mir nicht ganz fremd", erwiderte er. „Vor vier Jahren war ich zusammen mit einigen anderen Herren dort. Ich nahm an einer geheimen Besichtigungsexpedition teil, die auch die Aufgabe hatte, nach Mineralien zu suchen."

„Ja?"

„Wir hatten aber nicht viel Glück. Die Tibetaner sind eine sehr exklusive Gesellschaft, und wir hatten viel Unannehmlichkeiten. Sieben Monate wurde ich in einem ihrer großen Mönchklöster gefangen gehalten und entkam endlich nur durch die Hilfe eines abtrünnigen Lama, der herausgeworfen worden war, weil er sich in eine Nonne verliebt hatte."

Fräulein Craydons Interesse wuchs. Sie beugte sich in ihrem Stuhl etwas vor, und Spannung klang aus ihrer Stimme, als sie fragte: „Und Sie würden keine Angst haben, dorthin zurückzukehren?"

„Angst? Nein!" erwiderte er kurz.

Das junge Mädchen lachte. „Verzeihen Sie die Frage! Sie war sehr taktlos und überflüssig. Was ich wissen möchte, ist, ob Sie etwas dagegen hätten, die Führung einer Expedition nach Tibet zu übernehmen?"

„Nein, durchaus nicht, wenn sie richtig ausgestattet wäre! Welches ist das Ziel dieser Expedition?"

Fräulein Craydon sah ihren Vetter an, und als er zustimmend nickte, wandte sie sich wieder an Nick. „Wenn ich Referenzen von Ihnen verlangen würde, könnten Sie mir welche verschaffen?"

„Gewiß. Der Konsul hier kennt mich, und der Präsident der Asiatisch-Anthropologischen Gesellschaft — —"

Das Mädchen lachte. „Das genügt schon, Herr Shervington. Ich glaube, ich kann Ihnen jetzt getrost das Ziel der Expedition mitteilen."

„Ja?" fragte er, als sie innehielt und etwas zu überlegen schien.

„Ihre Aufgabe ist, einen Mann zu finden — —"

„Einen Mann?" fragte er etwas erstaunt.

„Ja — meinen Vater, auch ein kleines Mädchen — meine Schwester."

„Sind sie denn verschollen?" fragte er schnell, um dann verwundert hinzuzufügen: „Aber um Gottes willen, wie konnte ein Mann ein kleines Kind nach Tibet mitnehmen?"

Janet Craydon schüttelte den Kopf. „Das wissen wir nicht, wenigstens nicht genau. Wir können nur Vermutungen anstellen, und Vermutungen allein sind nicht sehr befriedigend. Aber die Tatsachen sind folgende: Mein Vater war ein sehr wohlhabender Mann. Seine Interessen waren etwas ungewöhnlich. Er liebte abenteuerliche Unternehmungen und reiste sehr viel — am liebsten dorthin, wo keine Touristen hingingen. Eines seiner Wagnisse war, eine Reise nach dem Land, von dem wir eben sprachen — nach Tibet —, zu machen. Er hatte die Absicht, als Kuli verkleidet, bis nach Lhasa vorzudringen, und er gelangte nach Shigatse, ohne entlarvt zu werden. Aber dann kam man dahinter, und er wurde ziemlich unsanft behandelt und zurückexpediert. Er schrieb ein Buch — —"

„Ja, ich erinnere mich", rief Shervington. „Ich las es damals. „Das geheimnisvolle Land" von Eliot B. Craydon. Ein ausgezeichnetes Werk!"

„Daß ich derselben Ansicht bin, ist selbstverständlich!"

„Und ist Ihr Herr Vater noch dort oben?" fragte Shervington erregt und machte dabei eine halbe Wendung nach dem Westen.

„Wir haben allen Grund, es anzunehmen, das heißt, wenn er noch am Leben ist. Aber Sie werden hören. Seine allerletzte Expedition war eine Fahrt in einem Segler nach den Inseln südlich von Papua. Meine Mutter und meine Schwester begleiteten ihn — ich war damals in einem Pensionat in den Mittelstaaten. Was geschah, wissen wir nicht, aber eines Tages kam ein Brief an — ein halb wahnsinniger, verzweifelter Brief an meine Tante, der die Mitteilung enthielt, daß meine Mutter auf tragische Weise auf der Rossalinsel ums Leben gekommen wäre — —"

„Ich kenne die Insel. Sie ist — oder war wenigstens früher — wegen ihrer Menschenfresser berüchtigt."

„Ja, das erfuhren wir auch nachher. In dem Brief schrieb mein Vater noch, daß wir nicht erwarten sollten, ihn jemals wiederzusehen; denn er fliehe nach einer „Stadt der Zuflucht" — wie er sich ausdrückte — und nähme meine Schwester mit."

„Wie alt war das Kind?"
„Sechs Jahre."
„Warum schickte er sie nicht zurück nach — —"
„Darauf komme ich noch zu sprechen. Aus dem Brief war klar ersichtlich, daß er große Angst vor irgend etwas Schrecklichem hatte, ob er sich dieses Schreckliche einbildete, oder ob es sich um etwas Wirkliches handelte, wußte meine Tante damals nicht. Aber aus seinen Worten war zu ersehen, daß er sich vor einer Gefahr fürchtete, die auch die Kleine bedrohte. Seine Verzweiflung schien sogar hauptsächlich der Kleinen wegen zu sein."

Sie brach ab, ein wenig von den auf sie einstürmenden Erinnerungen erschüttert, aber bald hatte sie sich gefaßt und fuhr fort: „Meine Tante war eine energische Frau. Als sie den Brief bekam, handelte sie ohne Zeitverlust. Um die Kleine schien sie sich die größte Sorge zu machen. Sie fuhr nach San Franzisko charterte ein Frachtschiff und fuhr nach der Rossalinsel in der Hoffnung, meinen Vater und die Kleine noch dort zu finden. Aber ihre Hoffnung war vergebens. Sie fand nur das Grab meiner Mutter mit einem kleinen Hügel aus Korallen und einem hölzernen Kreuz darauf, auf welchem ihr Name und der Todestag eingraviert waren, aber mein Vater war fort . . . Der Kapitän des Schiffes, der sein ganzes Leben in dem südlichen Teil des Stillen Ozeans verbracht hatte, gab sich die größte Mühe, in Erfahrung zu bringen, was geschehen war. Von einem chinesischen Handelsschiff, das mit einer benachbarten Insel zu tun gehabt hatte, hörten sie eine unzusammenhängende Geschichte von dem Tod meiner Mutter; eine furchtbare Erzählung — wie sie von Wilden gehetzt und dann erdrosselt wurde — —"

Die klare Stimme bebte, brach, um dann unsicher fortzufahren: „Ein Weißer hat bei dem Mord seine Hand im Spiel gehabt — so wenigstens ging das Gerücht —, dieser hatte sie sterben sehen und nachher meinem Vater die Leiche mit einem Fetzen „magischen Papiers" geschickt, das heißt mit einem Brief. Das war alles, was meine Tante damals erfahren konnte, aber es bestätigte ihre Vermutung, daß das Grausige, vor dem mein Vater floh, etwas Wirkliches gewesen war und nicht das Phantasiegebilde eines Wahnsinnigen."

Shervington nickte. Hinter diesen wenigen Einzelheiten erblickte er eine furchtbare Tragödie, furchtbarer als die Worte des Mädchens sie ausdrückten.

„Es kam ein zweiter Brief. Als meine Tante nach Hause zurückkehrte, fand sie ihn vor. Darin schrieb er, daß er der drohenden Gefahr entronnen und daß die „Stadt der Zuflucht" in Sicht sei. Dem Brief war ein rechtsgültiges Schriftstück beigelegt, das von einem Rechtsanwalt dieser Stadt ausgestellt worden war. Darin wurde das ganze Vermögen meines Vaters mir übertragen, meine Tante sollte es verwalten, bis ich mündig sei. Seitdem haben wir nichts weiter gehört."

„Und wie lange ist es her — —?"
„Elf Jahre."
„Und der Rechtsanwalt? Haben Sie ihn gesehen?"
„Nein, er starb vier Monate nach Unterzeichnung des Schriftstücks."

„Ach!" Einen Augenblick schwieg Shervington. Dann fragte er plötzlich: „Woher wissen Sie, daß Ihr Herr Vater in Tibet ist, oder daß er überhaupt dorthin ging?"

„Meine Tante inserierte jahrelang und setzte eine große Belohnung für denjenigen aus, der ihr Nachrichten über ihren Bruder geben könne. Aber es meldete sich niemand. Meine Tante gab alle Hoffnung auf, und ich dachte auch, daß keine Aussicht mehr bestände, jemals zu erfahren, was geschehen war. Wir hörten auf zu inserieren und ergaben uns darein, das Geheimnis ungelöst zu lassen, da eine Lösung eine Unmöglichkeit schien. Aber vor fünf Monaten kam ein Brief von einem britischen Offizier in Gyangtse mit der Nachricht, daß er durch einen sonderbaren Zufall das Inserat gelesen hätte, und zwar dadurch, daß ein Paket Zeitungen, die drei Jahre vorher verlorengegangen waren, von den britischen Postbehörden mit ihrer Gewissenhaftigkeit, auf die sie stolz sind, endlich aufgetrieben und abgeliefert worden waren.

Beim Durchblättern dieser alten Zeitungen hatte er das Inserat meiner Tante gelesen, und dabei war ihm eine Geschichte eingefallen, die ihm ein Tibetaner bei einer Jagdexpedition erzählt hatte — eine seltsame Geschichte von einem weißen Mann und einem Kind, der in eine der Lamaserien in einer fast unerreichbaren Gegend Tibets eingetreten war und den Ruf hatte, ein außerordentlich heiliger Mann zu sein. Da er dachte, daß diese Erzählung möglicherweise in irgendeiner Beziehung zu dem Mann und dem Kind, von dem die Rede in diesem Inserat war, stehen könne, schrieb er, fügte aber hinzu, er könne leider keine Einzelheiten geben, außer dem Namen des tibetanischen Führers, der ein Lama gewesen war, und den er seitdem nicht mehr gesehen hatte."

Shervington fuhr zusammen, und ein sonderbar gespannter Ausdruck blitzte in seinen Augen auf, etwas wie Erwartung. „Der Name?" fragte er schnell. „Hat der Offizier ihn genannt?"
„Ja! Er hieß Nima-Tashi."
„Nima! Das wußte ich!" rief Shervington so erregt, daß einige Leute sich umdrehten und ihn anstarrten. „So hieß der alte Schurke, der mir half, aus der Gefangenschaft in dem Gatangekloster zu entkommen."

Janets dunkle Augen leuchteten.
„Es ist Schicksal", sagte sie leise, halb flüsternd, „das Schicksal hat Sie zu mir gesandt."

Nick Shervington fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht stieg. Der Wunsch erwachte in ihm, daß ihre Worte sich in einem ganz anderen Sinn bewahrheiten möchten, als sie gemeint waren. Craydon warf dann ein:

„Dieses Geschwätz von Schicksal ist Unsinn, Janet. Was heißt das? Die Frage ist die: Kann dieser Herr — Dingsda — uns sagen, wo sich Nima-Tashi augenblicklich aufhält? Wenn er es kann, sind wir einen Schritt weiter gekommen, wenn nicht, sind wir genau so weit, wie wir waren."

Das junge Mädchen runzelte die Stirn. Man merkte, daß sie die Art und Weise ihres Vetters nicht billigte, aber sie wandte sich mit fragenden Augen an Shervington, welcher prompt antwortete:

„Gewiß weiß ich, wo Nima augenblicklich zu finden ist."
„Ja?" rief Craydon und sah ihn erstaunt an.
„Ja. Vor zwei Monaten hörte ich von ihm. Er hält sich in einem Ort an der Westgrenze, in Che-to, auf. Er ist Karawanenführer geworden."

Fräulein Craydon entschlüpfte ein kleiner Ausruf. Ihre Augen leuchteten, und in dem blassen Gesicht war etwas Farbe, als sie mit leicht erregter Stimme fragte: „Und wo liegt Che-to?"

„An der Litang-Batang-Straße nach Tibet hinein. Es gibt sogar auf dieser Seite Che-tos eine Brücke, die „Das Tor von Tibet" heißt".

Einen Moment sprach niemand. Das Mädchen starrte ins Leere — ein versunkener Ausdruck lag in ihren Augen. Ihr Vetter rückte nervös hin und her. Dann flüsterte das Mädchen: „Ich muß Nima-Tashi sprechen. Vielleicht kann er mir etwas von meinem Vater erzählen."

„Schicke lieber Shervington", warf ihr Vetter ein.
„Nein, ich muß die Wahrheit aus erster Quelle hören. Aber wenn Herr Shervington als Führer mitgehen will, werde ich ihm sehr dankbar sein. Es würde uns viel Zeit sparen. Wenn das „Tor von Tibet" dort liegt, können wir vielleicht sogar mehr erfahren als Nima-Tashi uns erzählen kann." Sie wandte sich schnell an Shervington. „Mein Vater wird wohl auch diesen Weg genommen haben?"

„Von hier aus sicher, denn er wäre kaum über Indien durch Sikking gegangen. Über den Yang-tse-Kiang und den Min-Fluß führt der direktere Weg. Außerdem wird Herr Craydon als Kenner des „Verbotenen Landes" gewußt haben, daß man vom Westen leichter hineinkommt."

Der gespannte Ausdruck auf dem Gesicht des jungen Mädchens verstärkte sich. „Vielleicht wird sich jemand dort seiner erinnern. Wir könnten womöglich unmittelbare Nachricht über ihn und meine Schwester bekommen!"

Shervington widersprach ihr nicht. Wenn Eliot Craydon mit dem Kind wirklich den Weg genommen haben sollte, würde man sich in dem unwandelbaren Orient bestimmt dessen erinnern. Shervington antwortete nicht, weil er noch einmal in Gedanken blitzschnell alles erwog, was er gehört hatte, und plötzlich fiel ihm eine wichtige Frage ein, die ihn bewog, Husky scheinbar unvermittelt zu fragen:

„Sie gingen nach jener Opiumhöhle, um etwas über Ihren Onkel zu erfahren, nicht wahr?"
„Ja," erwiderte Craydon und sah den Fragenden erstaunt an.
„Sie waren mit einem Eingeborenen zusammen, und dieser sollte Ihnen jemand zuführen, der Ihnen die Auskunft geben konnte, die Sie suchten, nicht wahr? Wie sind Sie zu diesem Mann in Beziehungen geraten?"

„Wir setzten ein Inserat in eine hiesige Zeitung mit der Bitte um Nachricht über meinen Onkel Eliot. Darauf erschien dieser Kerl. Er behauptete, einen Mann zu kennen, der Auskunft geben könne, dieser wage aber aber nicht, ins europäische Viertel zu kommen. Das schien alles einleuchtend, und deshalb willigte ich ein, mich mit dem Betreffenden in der Spelunke zu treffen unter der Bedingung, daß ich erst nachher im Hotel die Belohnung auszahle."

„Und doch wollte man Ihnen den Schädel einschlagen!" rief Shervington erstaunt. „Eine sonderbare Sache! Jemand steckte dahinter, der die treibende Kraft war — ein gebildeter Mann, der das Morsesche Zeichenalphabet kannte und in einer Geheimsprache arbeitete." (Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(47. Fortsetzung.)

„Entfernet diese Gedanken vor einer Schlacht“, sagte der alte Herr von Lichtenstein; „noch ist es Zeit, das Versäumte einzuholen. Noch stehen sechstausend Württemberger um Euch, und bei Gott, sie werden mit Euch siegen, wenn Ihr mit Vertrauen sie in den Feind führet. O Herr! hier sind lauter Freunde, vergebet Euren Feinden, entlaßt den Kanzler, der nicht fechten kann!“

„Nein! her zu mir, Schildkröte! an meine Seite her, Hund von einem Schreiber! Wie er zu Rosse sitzt, als hätte ihn unser Herrgott hinaufgeschneit, den Schneemann! Du hast mein Volk verachtet in deiner Kanzlei und ihnen Gesetze gegeben mit deiner Schwanenfeder, jetzt sollst du sehen, wie sie streiten; jetzt sollst du sehen, wie Württemberg siegt oder untergeht. Ha! seht Ihr sie dort auf dem Hügel? Seht Ihr die Fahnen mit dem roten Kreuz? Seht Ihr das Banner von Bayern? Wie ihre Waffen blitzen im Morgenrot, wie ihre Glieder von tausend Lanzen starren, wie der Wind in ihren Helmbüschen spielt. — Guten Tag, ihr Herren vom Schwabenbund! Jetzt geht mir das Herz auf; das ist ein Anblick für einen Württemberg.“

„Schaut, sie richten schon die Geschütze,“ unterbrach ihn Lichtenstein; „zurück von diesem Platz, Herr! Hier ist Euer Leben in augenscheinlicher Gefahr; zurück, zurück, wir halten hier! schickt uns Eure Befehle von dort zu, wo Ihr sicher seid!“

Der Herzog sah ihn groß an. „Wo hast du gehört,“ sagte er, „daß ein Württemberg gewichen sei, wenn der Feind zum Angriff blasen ließ? Meine Ahnen kannten keine Furcht, und meine Enkel werden noch aushalten wie sie, furchtlos und treu! Sieh, wie der Berg sich dunkler und dunkler füllt von ihren Scharen. Siehst du jene weißen Wolken am Berg, Schildkröte? Hörst du sie krachen? Das ist der Donner der Geschütze, der in unsere Reihen schlägt. Jetzt, wenn du ein gutes Gewissen hast, wirst du leichter Atem holen, denn um dein Leben gibt dir keiner einen Pfennig.“

„Lasset uns beten,“ sagte Marx von Schweinsberg, „und dann drauf in Gottes Namen.“

Der Herzog faltete andächtig die Hände, seine Begleiter folgten seinem Beispiel und beteten zum Anfang der Schlacht, wie es Sitte war in den alten Tagen. Der Donner der feindlichen Geschütze tönte schauerlich in diese tiefe Stille, in welcher man jeden Atemzug, jedes leise Flüstern der Betenden hörte. Auch der Kanzler faltete die Hände, aber seine Augen richteten sich nicht gläubig auf zum Himmel, sie irrten zagend an den Bergen umher, und das Beben seines Körpers, so oft Blitz und Rauch aus den Feldstücken des Feindes fuhr, zeigte, daß seine Seele nicht zu dem sich aufzuschwingen vermöge, der aus den Strahlen seiner Morgensonne über Freunde und Feinde herabblickte.

Ulerich von Württemberg hatte gebetet und zog sein Schwert aus der Scheide. Die Ritter und Reisigen folgten ihm, und in einem Augenblick blitzten tausend Schwerter um ihn her. „Die Landsknechte sind schon im Gefecht,“ sagte er, indem sein Adlerauge schnell das Tal überschaute. „Georg von Hewen, Ihr rückt ihnen mit tausend zu Fuß nach. Schweinsberg lehne sich mit achthundert an den Wald und warte bis auf weiteres. Reinhardt von Gemmingen, wollet mit den Eurigen geradeaus ziehen und den mittleren Raum zwischen dem Wald und dem Neckar einnehmen. Sturmfeder, du bleibst mit deiner Abteilung Reiter, doch bist du jeden Augenblick bereit, vorzubrechen. Gott befohlen, ihr Herren. Sollten wir uns hier unten nicht mehr sehen, so grüßen wir uns desto freudiger oben.“ Er grüßte sie, indem er sein großes Schwert gegen sie neigte. Die Ritter erwiderten den Gruß und zogen mit ihren Scharen dem Feinde zu, und ein tausendstimmiges „Ulerich für immer!“ ertönte aus ihren Reihen.

Das bündische Heer, das auf dem Hügel, den die Herzoglichen früher besetzt gehalten hatten, angekommen war, begrüßte seinen Feind aus vielen Feldschlangen und Kartaunen; dann zogen sie sich allmählich herab ins Tal. Sie schienen durch ihre ungeheure Anzahl das kleine Heer des Herzogs erdrücken zu wollen. In dem Augenblick, als die letzten Glieder den Hügel verlassen wollten, wandte sich der Herzog zu Georg von Sturmfeder. „Siehst du ihre Feldstücke auf dem Hügel?“ fragte er.

„Wohl. Sie sind nur durch wenige Mannschaft bedeckt.“

„Frondsberg glaubt, weil wir nicht über ihn wegfliegen können, sei es unmöglich, sein Geschütz zu nehmen. Aber dort am Wald biegt ein Weg links ein und führt in ein Feld. Das Feld stößt an jenen Hügel. Kannst du mit deinen Reitern ungehindert bis in jenes Feld vordringen, so bist du beinahe schon im Rücken der Bündischen. Dort läßt du die Pferde verschnauben, legst dann an, und im Galopp den Hügel hinauf. Die Geschütze müssen unser sein!“

Georg verbeugte sich zum Abschied, aber der Herzog bot ihm die Hand. „Lebewohl, lieber Junge!“ sagte er. „Es ist hart von Uns, einen jungen Ehemann auf so gefährliche Reise zu schicken, aber Wir wußten keinen Rascheren und Besseren als dich.“

Die Wangen des jungen Mannes glühten, als er diese Worte hörte, und seine Augen blinkten mutig. „Ich danke Euch, Herr, für diesen neuen Beweis Eurer Gnade“, rief er, „Ihr belohnt mich schöner, als wenn Ihr mir die schönste Burg geschenkt hättet. — Lebt wohl, Vater, und grüßt mein Weibchen.“

„So ist's nicht gemeint!“ entgegnete lächelnd der alte Lichtenstein. „Ich reite mit dir unter deiner Führung —“

„Nein, Ihr bleibet bei mir, alter Freund“, bat der Herzog. „Soll mir denn der Kanzler hier im Felde raten? Da könnte ich so übel fahren wie mit seinen anderen Ratschlüssen. Bleibet mir zur Seite; machet den Abschied kurz, Alter! Euer Sohn muß weiter.“

Der Alte drückte Georgs Hand. Lächelnd und mit freudigem Mute erwiderte dieser den Abschiedsgruß, schwenkte mit seinen Reitern ab und „Ulerich für immer!“ riefen die Stuttgarter Bürger zu Pferd, welche er in dieser entscheidenden Stunde gegen den Feind führte. Georg betrachtete, als er an den Waldsaum hinritt, sinnend die Schlacht. Die Württemberger hatten eine gute Stellung, denn der Wald und der Neckar deckte sie, und ihre Flügel und das Zentrum waren stark genug, um auch einen mächtigen Stoß von Reiterei auszuhalten. Er konnte sich aber nicht verhehlen, daß, wenn sie sich aus dieser Stellung herauslocken ließen, sie alle diese Vorteile verlieren würden, weil sie dann entweder zwischen dem Wald und dem linken Flügel einen bedeutenden Zwischenraum lassen oder, um diesen auszufüllen, ihre Schlachtlinie soweit ausdehnen müßten, daß sie an innerer Stärke verlieren würden und leichter durchbrochen werden könnten. Ein großer Nachteil für die Württemberger war auch ihre geringe Anzahl, denn der Feind zählte zwei Dritteile mehr. Er konnte zwar in dem engen Tal seine Streitkräfte nicht entwickeln und nur wenige Mannschaft auf einmal ins Treffen führen. Und doch war dies immer genug, um die Herzoglichen unausgesetzt zu beschäftigen; der Feind behielt dadurch immer frische Leute, und es war zu befürchten, daß die sechstausend Württemberger, wenn sie auch noch so tapfer standhalten sollten, endlich aus Ermattung würden unterliegen müssen.

Der Wald nahm jetzt Georg und seine Schar auf; sie rückten still und vorsichtig weiter, denn Georg wußte wohl, wie schwierig es für einen Reiterzug sei, im Wald von Fußvolk angegriffen zu werden. Doch ungefährdet kamen sie auf das Feld heraus, das ihnen der Herzog bezeichnet hatte. Rechts über dem Wald hin wütete die Schlacht. Das Geschrei der Angreifenden, das Schießen aus Donnerbüchsen und Feldstücken, das Wirbeln der Trommeln hallte schrecklich herüber.

Vor ihnen lag der Hügel, von dessen Gipfel eine gute Anzahl Kartaunen in die Reihen der Württemberger spielte; dieser Hügel erhob sich von der Seite des Wäldchens allmählich, und Georg bewunderte den schnellen Blick des Herzogs, der diese Seite sogleich erspäht hatte, denn von jeder andern Seite wäre, wenigstens für Reiter, der Angriff unmöglich gewesen. Das Geschütz wurde, soviel man von unten sehen konnte, nur durch eine schwache Mannschaft bedeckt, und als daher die Pferde ein wenig geruht hatten, ordnete Georg seine Schar und brach im Galopp an der Spitze der Reiter vor. In einem Augenblick waren sie auf dem Gipfel des Hügels angekommen, und Georg rief den bündischen Soldaten zu, sich zu ergeben.

Sie zauderten, und die Fleischer, Sattler und Waffenschmiede von Stuttgart ersparten ihnen die Mühe, denn mit gewaltigen Streichen hieben sie Helme und Köpfe durch, daß von der Bedeckung bald wenig mehr übrig waren. Georg warf einen frohlockenden Blick auf die Ebene hinab seinem Herzog zu; er hörte das Freudengeschrei der Württemberger aus vielen tausend Kehlen aufsteigen, er sah, wie sie frischer vordrangen, denn ihre Hauptfeinde, die Feldstücke auf dem Hügel, waren jetzt zum Schweigen gebracht.

Aber in diesem Augenblicke der Siegesfreude gewahrte er auch, daß jetzt der zweite und schwerere Teil seiner schnellen Operation, der Rückzug, gekommen sei; denn auch die Bündischen hatten bemerkt, wie ihr Geschütz plötzlich verstummt sei, und ihre Obersten hatten alsobald eine Reiterschar gegen den Hügel aufbrechen lassen. Es war keine Zeit mehr, die schweren erbeuteten Feldstücke hinwegzuführen; darum befahl Georg, mit Erde und Steinen ihre Mündungen zu verstopfen und sie auf diese Weise unbrauchbar zu machen. Dann warf er einen Blick auf den Rückweg;

zwischen ihm und den Seinigen lag der Wald auf der einen, das feindliche Heer auf der andern Seite. Würde er nur von Reiterei angegriffen, so war der Rückweg durch den Wald möglich, weil dann der Feind dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hatte wie er. Aber seinem scharfen Auge entging nicht, daß ein großer Haufe bündischen Fußvolkes in den Wald ziehe, um ihm den Rückzug abzuschneiden, und so sah er sich von dem Walde ausgeschlossen. Das große Heer des Bundes zu durchbrechen, sich mit hundertundsechzig Pferden durch Zwanzigtausend durchzuschlagen; wäre Tollkühnheit gewesen. Es blieb nur ein Weg, und auch auf diesem war der Tod gewisser als die Rettung. Zur Linken des feindlichen Heeres floß der Neckar. Am andern Ufer war kein Mann von bündischer Seite; konnte er nur dieses Ufer gewinnen, so war es möglich, sich zum Herzog zu schlagen. Schon waren die Reiter des Bundes, wohl fünfhundert stark, am Fuß des Hügels angelangt; er glaubte an ihrer Spitze den Truchseß von Waldburg zu erblicken; jedem andern, selbst dem Tod, wollte er sich lieber ergeben als diesem.

Drum winkte er den tapferen Württembern nach der steileren Seite des Hügels hin, die zum Neckar führte. Sie stutzten; es war zu erwarten, daß unter zehn immer acht stürzen würden, so jähe war diese Seite, und unten stand zwischen dem Hügel und dem Fluß ein Haufen Fußvolk, das sie zu erwarten schien. Aber ihr junger, ritterlicher Führer schlug das Visier auf und zeigte ihnen sein schönes Antlitz, aus welchem Mut und Begeisterung sie anwehte; sie hatten ihn ja noch vor wenigen Wochen eine holde Jungfrau zur Kirche führen sehen, durften sie an Weib und Kinder denken, da er diesen Gedanken weit hinter sich geworfen hatte?

„Drauf, wir wollen sie schlachten!" riefen die Fleischer. „Drauf, wir wollen sie hämmern!" riefen die Schmiede. „Immer drauf, wir wollen sie lederweich klopfen!" riefen ihnen die Sattler nach. „Drauf, mit Gott, Ulerich für immer!" rief der hochherzige Jüngling, drückte seinem Roß die Sporen ein und flog ihnen voran den steilen Hügel hinab. Die feindlichen Reiter trauten ihren Augen nicht, als sie den Hügel heraufkamen, die verwegene Schar gefangen zu nehmen, und sie schon unten, mitten unter dem Fußvolk, erblickten. Wohl hatte mancher den kühnen Ritt mit dem Leben bezahlt, mancher war mit dem Roß gestürzt und in Feindes Hand gefallen, aber die meisten sah man unten tapfer auf das Fußvolk einhauen, und der Helmbusch ihres Anführers wehte hoch und mitten im Gedränge. Jetzt waren die Reihen des Fußvolkes gebrochen, jetzt drängten sich die Reiter nach dem Neckar — jetzt — setzte ihr Führer an und war der erste im Fluß. Sein Pferd war stark und doch vermochte es nicht, mit der Last seines gewappneten Reiters gegen die Gewalt des vom Regen angeschwellten Stromes anzukämpfen, es sank, und Georg von Sturmfeder rief den Männern zu, nicht auf ihn zu achten, sondern sich zum Herzog zu schlagen und ihm seinen letzten Gruß zu bringen. Aber in demselben Augenblick hatten zwei Waffenschmiede sich von ihren Rossen in den Fluß geworfen; der eine faßte den jungen Ritter am Arm, der andere ergriff die Zügel seines Pferdes, und so brachten sie ihn glücklich ans Land heraus.

Die Bündischen hatten ihnen manche Kugel nachgesandt, aber keine hatte Schaden getan, und im Angesicht beider Heere, durch den Fluß von ihnen getrennt, setzte die kühne Schar ihren Weg zum Herzog fort. Es war unweit seiner Stellung eine Furt, wo sie ohne Gefahr übersetzen konnten, und mit Jubel und Freudengeschrei wurden sie wieder von den Ihrigen empfangen.

Ein Teil des feindlichen Geschützes war zwar durch diesen ebenso schnellen als verwegenen Zug Georgs von Sturmfeder zum Schweigen gebracht worden, aber das Verhängnis Ulerichs von Württemberg wollte, daß ihm diese kühne Waffentat zu nichts mehr nützen sollte; die Kräfte seiner Leute waren durch die immer erneuerten Angriffe des an Zahl weit überlegenen Feindes endlich erschöpft worden; die Landsknechte hielten zwar mit ihrem gewöhnlichen kriegerischen Eifer aus, aber ihre Anführer hatten sich schon genötigt gesehen, sie in Kreise zu stellen, um den Andrang der feindlichen Kavallerie abzuwehren; dadurch war die Linie hin und wieder unterbrochen, und das Landvolk, das man durch eilige Bewaffnung nicht zu Kriegern hatte machen können, füllte nur schlecht diese Lücken aus. In diesem Augenblick wurde dem Herzog gemeldet, daß der Herzog von Bayern Stuttgart plötzlich überfallen und eingenommen habe, daß ein neues feindliches Heer in seinem Rücken am Fluß heraufziehe und kaum noch eine Viertelstunde entfernt sei. Da merkte er, daß er an diesem Tage sein Reich zum zweitenmal verloren habe, daß ihm nichts mehr übrig bleibe als Flucht oder Tod, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Seine Begleiter rieten ihm, sich in sein Stammschloß Württemberg zu werfen und sich dort zu halten, bis er Gelegenheit fände, heimlich zu entrinnen, er schaute hinauf nach dieser Burg, die, von dem Glanz des Tages bestrahlt, ernst auf jenes Tal herabblickte, wo der Enkel ihrer Erbauer den letzten verzweifelten Kampf um sein Herzogtum kämpfte. Aber er erbleichte und deutete sprachlos hinauf, denn auf den Türmen und Mauern dieser Burg erschienen rote, glänzende Fähnlein, die im Morgenwind spielten; die Ritter blickten schärfer hin, sie sahen, wie die Fähnlein wuchsen und größer wurden, und ein schwärzlicher Rauch, der jetzt an vielen Stellen aufstieg, zeigte ihnen, daß es die Flamme sei, welche ihre glühenden Paniere siegend auf den Zinnen aufgesteckt hatte. Württemberg brannte an allen Ecken, und sein unglücklicher Herr sah mit dem greulichen Lachen der Verzweiflung diesem Schauspiel zu. Jetzt bemerkten auch die Heere die brennende Burg. Die Bündischen begrüßten diese Flammen mit einem Freudengeschrei, den Württembergern entsank der Mut, es war ihnen, als sei dies ein Zeichen, daß das Glück ihres Herzogs ein Ende habe.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Der vielfache Ehemann.** In Prag stand dieser Tage ein Mann vor Gericht, der als ein vielseitiger Mensch bezeichnet werden muß. Dieser Gute hat nicht weniger als 60 Frauen in einem Zeitraum von 30 Jahren „heimgeführt", d. h. er hat sich durchschnittlich zweimal im Jahre scheiden lassen und wieder geheiratet. Vielleicht hätte er diesen eigenartigen Sport auch noch eine Reihe von Jahren fortgesetzt, wenn nicht eine Komplikation eingetreten wäre. Wenn man eine so große Anzahl „laufender Angelegenheiten" im Gange hat, so kann es vorkommen, daß man etwas vergißt oder übersieht, und so hatte Herr Wenzel Kratky — dies ist der Name des wahrhaft vielseitigen Ehemannes — verschiedene Male bereits eine neue Ehe geschlossen, während die letzte noch nicht endgültig geschieden war. Eine seiner zahlreichen Geschiedenen hatte dies in Erfahrung gebracht, und die Folge war eine Anzeige wegen Bigamie. Da die Sache nun öffentlich verhandelt wurde, so versäumten diejenigen seiner verflossenen Gattinnen, die in Prag ansässig waren, nicht, als Zuhörerinnen zu der Verhandlung zu erscheinen, und Herr Kratky sah von seinem Platze auf der Anklagebank aus lauter wohlbekannte Gesichter. Das Bemerkenswerte bei der ganzen Geschichte ist erstens die Tatsache, daß sich so viele Gattinnen für den heiratslustigen Freier fanden, und zweitens, daß er es mit wenigen Ausnahmen verstanden hat, aus den jeweiligen Scheidungsprozessen als der nichtschuldige Teil hervorzugehen, der nicht nur keinerlei Verpflichtungen für den weiteren Unterhalt seiner Geschiedenen übernahm, sondern sogar in den meisten Fällen noch eine stattliche Abfindungssumme erhielt.

*

* **Das Land der dicken Frauen.** Die Gegensätze berühren sich — wenn sie auch mal wie in diesem Falle räumlich sehr weit auseinander liegen. Während unsere Frauen bereit sind, alles zu opfern und jede Entbehrung auf sich zu nehmen, um die „schlanke Linie" zu bewahren oder zu erreichen, strebt die Weiblichkeit anderswo gerade dem gegenteiligen „Ideal" nach. Dieses „Anderswo" liegt allerdings weit hinten im tiefsten und schwärzesten Afrika. Der englische Reisende Roscoe, der einige noch wenig bekannte Stämme im Innern der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika besucht hat, traf dort auf einen Stamm, der sich fast nur von Milch und Früchten nährt. Damit hängt der ungewöhnliche Reichtum an Vieh zusammen, dessen sich dieser Stamm rühmen kann. . . . Ein Neger, der 100 Kühe hat, gilt dort noch als ein armer Mann; er verfügt noch nicht über soviel Milch, um eine Frau zu ernähren und „schön" zu machen. Die Schönheit besteht bei diesen Leuten nämlich in erster Linie in der Dicke. Je dicker die Frauen sind, desto höher werden sie geschätzt und bewundert, so erzählt Roscoe. „Als ich zum ersten Male eine Häuptlingsprinzessin besuchte, sah ich mich einer Dame gegenüber, die kaum durch die Türe gehen konnte, um mich zu begrüßen." Es ist in diesem Lande ein teures Vergnügen, wenn man seine Frau richtig „ernähren" will. — Dies um so mehr, als, wie die eingeborenen Herren der Schöpfung dem englischen Forscher klagten, die allgemeine Preissteigerung sich auch auf die schwarzen Frauen ausgedehnt habe. Die Frauen seien in den letzten Jahren viel teurer geworden. In Gegenden, wo früher eine kräftige und gutgewachsene Frau für vier Speere zu bekommen war, müsse man jetzt für dieselbe „Qualität" das Doppelte, nämlich acht Speere anlegen. Mit schwerer Sorge steht man im Urwald dieser Entwickelung gegenüber. Was haben wir Europäer es doch in dieser Hinsicht gut!

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.